

© Luxemburger Wort

„New Gigolo's Bal“ in Niederanven, eine Epiphanie über das Menschsein und sein Glück

Sternenstaub trifft auf Borsäure

Die fünfte Jahreszeit, Josef Mengeles Schuhe und der Kobayashi-Maru-Test im Einklang

von Vesna Andonovic (Text) und Chris Karaba (Fotos)

So ein Fastnachtsball ist wirklich das Allerletzte! Langweilige Spießer, die sich nur durch die enthemmende Wirkung von Alkohol in Feierlaune versetzen können und – ziemlich lächerlich kostümiert – für ein paar Stunden aus der eigenen Haut und der Gewöhnlichkeit ihres trostlosen Alltagstrotts ausbrechen, um zu deprimierender Konservendosenmusik zu schunkeln. Dachte ich zumindest: Bis es mir, vor genau einem Jahr, am 30. Januar 2016, um Punkt 1.17 Uhr morgens beim „Gigolo's Bal“ in Niederanven, wie Schuppen von den Augen fiel. Ein zweiter, empirischer Versuch am vergangenen Samstag brachte endgültige Gewissheit: Da ist doch tatsächlich mehr. Nur, was hat es auf sich mit dem Serendipity-Prinzip? Und wie fasst man den flüchtigen Moment fragloser Freude in Worte und Bilder? Anamnese einer Erleuchtung über das Menschsein im Allgemeinen und das wahre Glück im Besonderen ...

Zugegeben: Ein funktional nüchtern gebautes Freizeitzentrum ist ein recht ungewöhnlicher Ort für eine Epiphanie – und auch kein wirklich sonderlich stimmungsvoller. Aber die Zeiten sind vorbei, wo es eines tagelangen Rückzugs in die Wüste oder des wochenlangen Meditierens unter einer Pappel-Feige bedarf, um zur Erleuchtung zu gelangen. „Serendipity“ nannte der ehrenwerte Horace Walpole, 4. Earl of Orford, wenn man etwas findet, was man überhaupt nicht gesucht hat. In der knapp bemessenen und daher teuren und dementsprechend sorgfältig verplanten Lebenszeit des Menschen des 21. Jahrhunderts, eine Wohltat. Es gibt sie also immer noch, die

Dinge im Leben, die man sich weder aussucht und schon gar nicht so planen kann: Plötzlich trifft einen die Erkenntnis – mit der Wucht eines unsichtbaren Blitzes – und nach diesem einzigartigen Moment, der wie ein abgebrochener Zahn am unerbittlichen Regelwerk der Zeit anmutet, ist alles anders – und nichts mehr so wie zuvor. Dann gilt es erst wieder Luft holen, dem Hauch der Ewigkeit entwischen, der wie ein unsichtbarer Engel vorbeigezogen ist. Einatmen, ausatmen und das Ganze einfach wiederholen, bis man sich halbwegs wieder gefangen hat ...

Bemerkt hat es ohnehin keiner der Anwesenden. Und zu interessieren scheint es auch niemanden. Gut so, geht auch niemanden was an. Selbst der glitzernden Discokugel ist es egal. Nicht einmal ansatzweise lässt sie sich ablenken und dreht, verlässlich wie ein Schweizer Uhrwerk, ihre Runden an der Decke bedächtig weiter. Ihre Lichtpunkte fliegen wie Sternschnuppen über gleichmäßige Bahnen und zaubern so etwas wie das Gefühl einer Reise durch die unbekanntenen Weiten des Weltalls in den Saal. „Die fantastische Sache ist, dass jedes einzelne Atom in Ihrem Körper von einem explodierenden Stern stammt. Und die Atome Ihrer linken Hand wahrscheinlich von einem anderen Stern sind als die in Ihrer rechten. Das ist wahrlich das Poetischste, das ich an der Physik überhaupt ausmachen kann: Wir alle sind Sternenstaub“, schrieb der US-amerikanische Physiker Lawrence M. Krauss in seinem „A Universe from Nothing: Why There Is Something Rather Than Nothing“.

Kosmologie ist Krauss' Fachgebiet und der Mann muss es ja dann wohl wissen – schließlich promovierte er am angesehenen Massachusetts Institute of Technology und unterrichtete später in Harvard und Yale. Übrigens hat er auch „The Physics of Star Trek“ geschrieben. Wissenschaft darf, kann und muss auch mal populär sein. Genau so soll die Kultur aus ihrem Elfenbeinturm heraus und sich aktiv um den Zuspruch der breiten Masse bemühen. Und wo anders als auf einem Fastnachtsball macht sie das besser, wenn sie das leicht aufreizende, ja sexy Gewand der Volkskultur anlegt? Ein fieser Trick, aber wirksam – so wie diese Quizshows im Fernsehen, die uns Zuschauer das – gute – Gefühl geben, wir hätten die Antwort auf die Frage da aber gewusst. „Wikipedia is heaven / When you don't want to remember no more“, notiert Nick Cave lasziv in seinem

„We Real Cool“ am Rande. Der düstere Poet hat heute aber keinen Platz auf der Playlist des Abends.

Schunkeln zu Schlagern und Oldies im Sternenschauer. Dass sich dahinter trotzdem immer noch ein ganzer philosophischer Überbau, gar eine mehrschichtige, metaphysische (Be-)Deutung verbirgt, die gleich mehrere Kapitel Menschheitsgeschichte in den unterschiedlichsten Ländern und Kulturen berührt, daran braucht hier keiner zu denken. Deswegen ist ja auch niemand hergekommen. Sondern wegen der Menschen, der Masken, der Musik, des Moments.

Unterhaltung ist eine ernste Sache

Der „Gigolo's Bal“ hat eine lange Tradition: So lange, dass man ihm inzwischen ein „New“ davorsetzen konnte. Organisiert wird er von den „Veterans & Friends“ des FC US Hueschtert. Eine Herzensangelegenheit für alle Beteiligten, die der Zuspruch der Besucher entsprechend würdigt. Sogar Herr Albert, der mit seinem weißen Panamahut der Eleganz des großen Gatsby in nichts nachsteht, sitzt am Eingang und stattet die Neuankömmlinge mit den unerlässlichen Getränkearten aus – trotz kürzlichem Hüftgelenkersatz. Unterhaltung ist eben eine ernste Sache. Genau wie die ...

... „TLC“ – „tender loving care“, die uns immer öfter abhanden kommt.

Das ist auch an der liebevoll angebrachten Dekoration zu erkennen. Sie nimmt dem Saal zwar seine Nüchternheit nicht ganz, aber immerhin bringen die langen weißen Stoffbahnen an der Decke so etwas wie einen passenden Stimmungsrahmen hier rein. Am Lichterspiel der Scheinwerfer hätte selbst Goethe seine helle Freude gehabt. „Die Erscheinung ward immer lebhafter, man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden, denn alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet“, schrieb er 1777 in seinen Erinnerungen an eine winterliche Harzreise. Immerhin bewog ihn dieses Erlebnis auf dem höchsten Berg Norddeutschlands, dem Brocken, seine Farblehre zu verfassen, die er 1810 veröffentlichte. Woran man wahre Intelligenz erkennt? Sicher nicht an einem dieser standardisierten IQ-Tests. Sondern

daran, dass sich die Neugier eines Menschen nicht allein auf sein Fach beschränkt. Wenn Neurone losfeuern, lädt der Geist zum kunterbunten Feuerwerk. Eine magische Freude. Wie langweilig wäre das Leben doch, wenn wir Frieden schließen mit unserem Hamsterrad und vergessen würden, dass da draußen, jenseits des schützenden Käfigs der Gewohnheit, eine spannende, ganz unbekannte Welt wartet. „Serendipity“ eben – so wie Christoph Columbus, der nach Indien aufbrach und Amerika entdeckte. Nur man muss ihn eben auch zulassen, den Zufall. Die Verheißung. Das Glück.

Dass es den Besuchern genau so ernst wie den Organisatoren ist, lässt sich auf den ersten Blick erkennen: Ihre Kostüme sind kein billiger Synthetikfummel „Made in PRC“. Wer hier verkleidet ist, hat sich richtig zurechtgemacht, sprich in Schale geworfen – und natürlich passend auf seinen Partner abgestimmt. „Gender“ ist dabei kein Aufreger: Der Herr trägt – stilvoll – einen blauen Paillettenhut, während das Haupt der Dame seines Herzens rosa glitzert. Drei Tische weiter nippt Nofretete langsam an ihrem Glas, während ihr Echnaton versunken die Tänzer beobachtet. Etwas weiter thront auch Cleopatra mit einem schwindelerregenden Dekolleté mit Puls-Kickstart-Garantie. Ein wackerer Fliegenpilz spaziert schelmisch vorbei – er ist klein und, im Gegensatz zu seinem richtigen Gevatter, nicht gemein. Bruder Tuck, der sich vor der Bar lässig an den Cocktailtisch lehnt, hat eine Klobürste an seinem Seil hängen. Hiervon unberührt, fegt die Hippiedame in – very – Hotpants zwischen den Tischen und Stühlen vorbei. Ein Waldgeist mit ebenso aufwendiger wie auffälliger, sichtlich selbstgemachter Kopfbedeckung wirbelt mit seiner holden Maid über die Tanzfläche, als wären sie der Schwerkraft entwischt, während die prallen Tombolakörbe und Crémant-Flaschen schön brav, in Reih und Glied, darauf warten, in ihr neues Heim adoptiert zu werden. Wer Pech im Spiel hat, tröstet sich schnell mit dem Korollar des Glücks in der Liebe. Nur gut, dass niemand selbst entscheiden muss, was ihm denn nun eigentlich wichtiger ist, und der Zufall das als Schicksal verkleidet übernimmt. Der Mensch glaubt lieber an Bestimmung als an Verantwortung. Und schon gar nicht an die eigene.

Udo Jürgens im Zwie- gespräch mit Kierkegaard

Die langen Tischreihen sind gut besetzt. Der Altersdurchschnitt liegt

zwar deutlich höher als im kleineren Saal nebenan, doch wer meint, die Selfie-Generation und ihre Eltern und Großeltern würden Welten trennen, irrt. „Schatzi schéck mir eng Foto, / schéck mir eng Foto vun dir ...“ Ob Volker Racho, DJ Armin Koch und Mickie Krause je erfahren werden, dass sie gecouvert werden – und zwar „op Lëtzebuergesch“? Das ist doch mal eine klare Ansage in der angstgetriebenen Sprachendebatte. „Schatzi schéck mir eng Foto, / da schécken ech dir eng vu mir ...“ Direkt vom Ballermann über die Wiesn nach Niederaanven. Und man muss das Lied nicht einmal kennen, um gleich beim ersten Mal auf halbem Wege, den Refrain schon mitsummen zu können. „Lippenlesen leicht gemacht“, lautet das Motto wenn man sich hier umsieht. Der „Ohrwurm“ trägt seinen Namen nicht von ungefähr. Und er macht es sich gerade richtig gemütlich im Horchlappen. Schnell hat er eine neuronale Standleitung zum rechten Fuß aufgebaut: Langsam im Takt wippen hat etwas erstaunlich Beruhigendes, vielleicht, weil es ein emotionaler Widerhall von früher ist.

Die Band des Abends, „Ni Doheem“, hat genau das richtige Repertoire – von „Viva Colonia“ bis hin zu „Atemlos“: Kein Wunder, dass manche der Ballbesucher ihr – genau wie richtige Groupies – zu ihren Auftritten nachreisen. Und falls der Text nicht mehr so richtig sitzt, gibt es einen fein säuberlich ausgestaffierten Ordner als stillen Flüsterkasten. Nur was ist dies für ein eigenartiges Wanderritual zwischen den Stücken? Warum bleiben die Tänzer nach den letzten Akkorden nicht auf der Piste, sondern kehren schön brav an ihren Sitzplatz zurück – um nur Takte später wieder aufzuspringen und dorthin zurückzukehren? Des Rätsels Lösung: Einer der Helfer spaziert in dieser kleinen Pause mit einem kleinen Töpfchen herum und verteilt mit einer energisch-eleganten Handbewegung etwas weißlich Schimmerndes auf den Fliesenboden. Nein, kein Streusalz. Sondern Borsäure. „Aber es müssen Pailletten sein, die gleiten besonders gut!“, verrät der Fachmann. Schließlich hat er es hier mit keinen blutigen Anfängern zu tun, sondern mit richtigen Profis, die sich ihre Sporen bei so manchen Thés dansants verdient haben. Ihrer Eleganz nimmt die Routine nichts: Die Tänzer haben Klasse. Früher wurde in Niederaanven auch mal Reis benutzt, aber H_3BO_3 ist scheinbar der bessere Stoff. Dabei geht es nicht ständig schmissig zu. Nach fetzigen Rock'n'Roll-Rhythmen darf auf Elvis' „Can't Help

Falling in Love“ nicht fehlen. Besiegelt wird der Slow, am Ende, mit einem innigen Kuss. Und plötzlich fühlt man sich – selbst als unbeteiligter Zuschauer – daran erinnert, wie schön dieses Schmetterlingsgeflatter im Bauch doch ist. Liebe hält die Welt nicht im Innersten zusammen, sie lässt sie wachsen. Wie das Universum.

Nebenan gibt es fette Bässe und psychedelisches Lichterspiel. Das DJ Team Bass & Power, dessen Name wie eine selbsterfüllende Prophezeiung klingt, legen für das jüngere Publikum auf. Das allzu Menschliche bringt die Generationen dann zusammen – man begegnet sich beim unvermeidbaren Gang zu den Toiletten und, während man sich die Klinke in die Hand gibt, grüßt man sich mit einem freundlichen Lächeln. Dialog der Generationen? Geht doch. „Griechischer Wein ist so wie das Blut der Erde / Komm', schenk dir ein / und wenn ich dann traurig werde, / liegt es daran, dass ich immer träume von daheim; Du musst verzeih'n.“ schwebt es betörend durch die Lüfte. Wer – von den jüngeren Besuchern – will schon zugeben, dass er sehr wohl diese schnulzigen Texte noch auswendig kann, auch wenn er sie seit Jahren nicht mehr gehört hat? Wäre doch gegebenenfalls ein produktiver, pädagogischer Ansatz, wenn man mathematische Beweisführungen mit Beats unterlegen würde. Man könnte sich so auch noch Jahre nach der pubertären Sturm-und-Drang-Zeit genau daran erinnern.

Dennoch, Fasching ist nun wirklich nicht mein Ding – einmal abgesehen von der frühen, kindlichen Freude, mit einem Kostüm in eine andere Haut und fusch neue Geschichte zu schlüpfen. Die hat wohl irgendwo ganz tief im Inneren in jedem Menschen überlebt. Vielleicht liegt meine latente Abneigung daran, dass ich ganz zufrieden bin mit dem, was ich bin und an Geschichte habe. Dem Guten, ebenso dem weniger Erfreulichen. Richtig: nicht wirklich zeitgemäß in Zeiten von Selbstoptimierungsgruppenzwang und gesellschaftlich orchestrierter Selbstverwirklichungsdiktatur. Ist ja nicht so, dass man a posteriori etwas daran ändern könnte. Wenn es schon nicht bequem ist, zu den Widerborstigen zu gehören, muss man es doch noch ein wenig auskosten können in den seltenen Momenten, wo dies ohne Nachspiel möglich ist. Wie umschrieb Søren Kierkegaard das? „Die gebräuchlichste Form der Verzweiflung ist nicht zu sein, wer man ist.“ Der Herr Philosoph hätte mal Niederanven einen Besuch abstatten sollen: Hier ist sie, die

Leichtigkeit des Seins. Ungetrübt. Licht. Ich kann mich nicht entsinnen, wann und wo ich zuletzt so viele glückliche Menschen um mich herum hatte. Die dieses Hochgefühl so freigiebig teilten. Wohl zu lange her. Dabei ist es doch so einfach.

Die Karma-Kreditkarte und die Idioten

Der Widerspenstigen Zähmung funktioniert bekanntlich nur auf der Bühne, und auch dann nur, weil William Shakespeare seinen ganzen Sprachwitz und seine dramaturgische Kunst in das heute wundervoll unzeitgemäß wirkende Stück steckte. Schwebt da so ein schwefeliger Geruch von Sexismus über Katharinas demütige Unterwerfung? „Sit by my side, / and let the world slip: / we shall ne'er be younger“, sagt der trinkfreudige Hausierer Christopher Sly darin. Zumindest damit hat er auch noch 2017 recht. Die ältere Dame am Nebentisch schaut, wie hypnotisiert, irgendwo ins Nirgendwo. Vom angeregten Gespräch ihrer Nachbarn bekommt sie nichts mit. Die Luft um sie herum erstarrt zur unsichtbaren Seifenblase. Woran sie wohl gerade denkt? Überhaupt an etwas? Scheinbar braucht man, wenn man älter wird, weniger Schlaf – so als ob die Existenz auf Sparflamme laufen würde. Aber wo bleibt der Geschmack ab, wenn man versucht, ihn ad infinitum zu strecken? Nein, ein Leben nach dem Homöopathie-Prinzip ist definitiv keine erfreuliche Perspektive. Von wegen Potenzierung. „Burn out or fade away“ – klingt nur auf dem Papier reizvoll. Die Praxis ist weitaus weniger gefühlsselig: die Meisten lassen sich irgendwann einfach treiben, bis hin zum andern Ufer. „Volare oh oh / Cantare oh oh oh oh / Nel blu dipinto di blu“ Geradezu explosionsartig sprengt ein Funke plötzlich den wässrigen Schein der greisen Augen auf. Die Lippen bewegen sich synchron zu denen des Sängers. Sie ist von ihrer Gedankenreise zurückgekehrt und ist angekommen, im Hier und Jetzt. Wie ein Wurmloch lässt das Lied die Gegenwart mit einer Vergangenheit überlappen, die nur sie kennt. Sie lächelt: Es müssen schöne Erinnerungen sein. Der Mensch ist vielleicht doch nicht gemacht, um nur eitel nach Wind zu haschen und sich abzumühen. Vielleicht ist es ja gerade die Einsicht seiner Tollheit, die ihm den Weg Richtung Weisheit zeigen kann. Man muss die eigenen Fehler umarmen, um Liebe erfahren zu können. Mit Demut.

Doch braucht es wirklich zum geselligen Beisammensein einer

anderen, fremden „Haut“, besonderer musikalischer Umrahmung und der Gesellschaft gleich gesinnter Fremder? Scheinbar ja. Zwei Tische weiter nickt man den aufmerksamen Kellner mit 1.-FC-Köln-T-Shirt freundlich herbei. „Dräi Béier an e Panaché-Limonade, wann ech gelift.“ Bezahlt wird mit kleinen Strichen auf der Wertekarte. Praktisch, wenn man den Geldbeutel nicht zücken muss.

Wie war das nochmal? „Come, gentlemen, / I hope we shall drink down all unkindness“, meint Master Page im ersten Akt von Shakespeares „The Merry Wives of Windsor“. Bier braucht hier definitiv niemand, um in Stimmung zu kommen. Alles geht ganz zivilisiert vonstatten, mehr noch, irgendwie altmodisch respektierlich. Erfrischend. Fühlt sich an, wie warmgelaufene Füße in kühles Wasser tauchen an einem heißen Sommertag. Auch die vier älteren Damen, die gleich nebendran saßen und die Tanzfläche gebannt beobachtet haben, verabschieden sich kurz nach ein Uhr mit einem „Äddi an nach e schéinen Owend“. Ein Lächeln und Augenzwinkern gibt es kostenlos dazu. Sie waren nicht verkleidet. Aber das muss man ja auch hier nicht sein.

„Er gehört zu mir, wie mein Name an der Tür / Und ich weiß, er bleibt hier / Nie vergess' ich unseren ersten Tag / Na ne na na na na / Denn ich fühlte gleich, dass er mich mag / Na ne na na na na“, trällert der Sänger von „Ni Doheem“ gerade ins Mikrofon, während sein Kollege die Finger flink über das Keyboard huschen lässt. Wer sang das noch mal? Ach ja, richtig: Marianne Rosenberg. „Ist es wahre Liebe / Die nie mehr vergeht? / Oder wird die Liebe / Vom Winde verweht?“ Wenn das keine alltagstaugliche Poesie ist ... Hinter Mariannes deutschem Name verbirgt sich eine Erfolgsstory der Integration, wie sie im Buch steht: Die Schlagersängerin hat nämlich Sintivorfahren. „Steht es in den Sternen / Was die Zukunft bringt? / Oder muss ich lernen / Dass alles zerrinnt?“ Rosenbergs Vater Otto überlebte als 16-jähriger – Häftlingsnummer Z 6084 – Auschwitz, Buchenwald, Dora und Bergen-Belsen. Ob bei den deutschen Nachbarn die traditionsliebenden Anhänger des guten, alten Schlagers wohl wissen, dass sie da der Tochter des Mannes zuhören, der Josef Mengele die Schuhe putzen musste? Ich glaube nicht. Schlimmer noch als jede Erniedrigung und die Allgegenwart des Todes muss damals wohl die Einsicht gewesen sein, dass hinter dem unüberwindbaren Stacheldraht das Leben weiterging –

unberührt von diesem unfassbaren Leid. Der richtige Todesengel schnappte sich seinen menschenverachtenden, uniformierten billigen Imitator dann 1979 im brasilianischen Badeort Bertioga: Ein Schlaganfall riss ihn in die Tiefe des Meeres, er ertrank.

Die Wogen glätten sich niemals über getanem Unrecht. Irgend etwas im Universum vergisst den stummen Schmerz der Demütigung nämlich nie. Es wartet. Geduldig. Um am Ende das Herz des Menschen mit einer Feder aufzuwiegen. Das Ganze scheint, wie eine Gutschrift auf der Karma-Kreditkarte, die die Konto-Balance zurechtrückt. Irgendwann einmal im Lauf der Geschichte, nur leider oft zu spät. Oder vielleicht ist es auch die späte Revanche des Universums über die anmaßende Dummheit der Menschheit, die denkt, sie käme mit allem und jedem Mätzchen durch. Sie lauern überall: die Idioten. Schlägt man sie nicht am besten mit den eigenen Waffen? Gewinnt man diesen Kampf nur, wenn man den Fehdehandschuh einfach ignoriert oder aber niemals aufhört in diesem aussichtslosen Duell anzutreten? Eine Frage, die aktuell mit der Person des 45. US-Präsidenten eine ganz neue politische Dimension gewonnen hat.

Das Leben ist kein Kobayashi-Maru-Test

Wie fasste der begnadete Dialogschreiber Michel Audiard das einmal zusammen? „J'parle pas aux cons, ça les instruit.“ Brilliant. „Parce que j'ai rien de tout de ce que vous dites, mais j'ai des lectures. J'ai tout piqué. Tout piqué. Il n'y a absolument rien de moi dans tout ce que j'ai écrit depuis 45 ans“, erwidert Audiard in einem gestellten Interview dem inquisitorischen Schauspieler Bernard Blier, der ihm vorhält ein Analphabet zu sein, ohne besondere Kenntnisse, ohne markantes Äußere und ohne Haarpracht – und trotzdem als Dialogschreiber eine Bilderbuchkarriere hingelegt zu haben. Während er mit einer eleganten Handbewegung die Asche seiner Zigarette langsam zu Boden rieseln lässt, stimmt Audiard dem nasal-träge. Fake-News nennt man das – nur damals, in Schwarz-Weiß, hatte es noch so was wie Stil und Selbstironie. Heute nicht mehr. Da gibt es 2017 nichts mehr zu lachen.

Wenn der Morgen graut, werden sich die letzten Ballbesucher – erschöpft, doch zufrieden – beim Bäcker im Einkaufszentrum

treffen. Auf dem Weg zurück zum Auto macht das Dröhnen langsam der eisigen Stille der Nacht Platz. Die Januarwärme fühlt sich wie eine adstringierende Gedankendusche an. Irgendwo dort oben am Himmel, hinter der Wolkendecke versteckt, leuchten noch immer Sterne, die längst verglüht sind, und mir fällt wieder der schlaue Lawrence und sein Star-Trek-Buch ein.

Um diese eine grundlegende Erkenntnis bin ich dem Wissenschaftler zumindest voraus. Ich weiß es: Das Leben ist kein Kobayashi-Maru-Test. Es ist kein fiktives Übungsszenario, das uns lehren soll, dass man vorprogrammiertes Scheitern am eigenen Leib erleben und akzeptieren muss, um sich selbst erst richtig zu erkennen. Das Leben ist einfach nur der einzige Versuch, den wir haben. Und zum Glück erlaubt es uns, unsere Fehler so oft zu wiederholen, bis wir endlich verstanden haben, worum es in diesem eizigen Abenteuer geht. Wer am Samstagabend in Niederaanven war, weiß es genau. Und wer nicht, sollte sich vielleicht schon den letzten Samstag im Januar 2018 vormerken. Der „New Gigolo's Bal“ in Niederaanven ist wahrlich ein ungewöhnlicher Ort für eine Epiphanie über das Menschsein und sein Glück. Aber so, und nicht anders ist es nun mal eben passiert. ■

Luxemburger Wort vom Donnerstag, 2. Februar 2017, Seite 71